

Einige Erinnerungen aus meinem Leben

Autor(en): **Susman, Margarete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **48 (1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-139933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einige Erinnerungen aus meinem Leben

Meine Freunde haben mich gebeten, zu meinem Geburtstag einige Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben. Der Raum ist eng, die Zeit ist kurz, und es ist schwer, aus einem so langen, an geschichtlichen und persönlichen Erfahrungen so reichen Leben auch nur das wenigste wiederzugeben.

So kann ich nur einiges für mich Entscheidendes aus der Überfülle dessen herausgreifen, was durch all dieses Geschehen hindurch mein Leben geformt und zu dem gemacht hat, was es ist. Und ich muß gestehen, daß es nicht leicht ist, sich selbst als eine so alte Frau zu begreifen, wenn noch die Erlebnisse der Jugend so dicht und fühlbar nahe sind, daß sich aus ihnen das ganze fernere Leben in seinen Hauptlinien erschließen läßt.

Ich beginne mit einem frühesten Kindheitserlebnis – ich kann damals kaum drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Ich stehe an einem der hohen Fenster unseres Kinderzimmers, an das mir – da ich es bald verlassen mußte – gewiß keine Erinnerung geblieben wäre, wenn nicht dies frühe starke Erlebnis es für immer in mein Bewußtsein eingegraben hätte. Ich sehe die schwarzen Vorhänge mit den roten Blumen, die längliche Form des hohen Zimmers, an dessen einem Fenster ich stand, und ich fühle noch heute das bittere Elend, das damals mein Kinderherz erfüllte. Ich hatte eben vorher in einem Streit meine Schwester mit einer Puppe an den Kopf geschlagen, und nun stand sie im Zimmer hinter mir und weinte, und meine Mutter tröstete sie zärtlich. Ich fühlte mich trostlos und verlassen, und aus diesem schmerzlichen Verlassensein stieg eine Frage in mir auf, die ich – da sie nach dem Wesen einer mir nahen und doch verborgenen Wahrheit fragte – vielleicht die erste philosophische Frage meines Lebens nennen könnte: «Ist das, was in mir ist, wohl Mitleid?» Es war natürlich nicht Mitleid, sondern Reue und das Gefühl des Ausgestoßenseins. Aber das Wort Mitleid, das ich damals noch nicht verstand, mußte mich schon oft aus Gesprächen der Erwachsenen getroffen haben, und dies ist sicher kein Zufall gewesen. Denn auch heute noch erscheint mir dies Wort als eines der schwersten Probleme des Menschenlebens. Denn so sicher das Wort Mitleid zu unserem Leben gehört, ist es doch das Seltenste und Schwerste, weil es nur da ganz wirklich ist, wo ein Mensch ganz in das Leben des andern einkehrt und ihm doch durch sein eigenes Dasein eine natürliche Grenze gesetzt ist. Dies alles wußte ich damals noch nicht; aber durch den frühen Schmerz streifte ich an diese Wurzel des Lebens.

Die zweite Erinnerung stammt aus einer um wenige Jahre späteren Zeit. Sie führt mich in ein anderes Zimmer, das mir auch nur durch die Stärke des Erlebnisses jenes Abends im Gedächtnis geblieben ist. Es war dunkel um uns; nur die große hellgedeckte Platte des Tisches war durch die Lampe über ihr aus dem Dunkel herausgeschnitten. Wir hatten

mit unseren Eltern wie immer nach deutschem Brauch Weihnacht gefeiert, und nun saßen wir mit dem Kinderfräulein – an deren große dunkle Augen ich mich heute noch erinnere; ich weiß auch noch, daß sie Amanda hieß – an diesem Tisch, wo sie uns Geschichten erzählte. In meinem Herzen brannte noch der hohe Christbaum mit seinen vielen hellen Lichtern, die den großen Raum durchstrahlten. Was uns das Mädchen damals erzählte, weiß ich nicht mehr; es muß eine Geschichte von Juden und Christen gewesen sein. Und da mir das Wort Christ soviel schöner erschien als das Wort Jude und mit dem ganzen Glanz dieses Abends verwoben war, rief ich leidenschaftlich aus: «Ich will nicht ein Jude sein, ich will ein Christ sein!» Und niemals habe ich die Antwort vergessen, dir mir das Mädchen entgegenwarf: «Das ist unmöglich. Wir sind Christen, ihr seid Juden.»

Fest, wie gemeißelt, sind diese wenigen Worte in meiner Erinnerung stehen geblieben, ich fühlte, wie an ihnen etwas in meinem Herzen zerbrach. Und ich glaube auch jetzt noch genau zu wissen, was mich in ihnen so furchtbar traf. Es war einmal das jähe Ausgestoßensein aus jener strahlenden Welt des Christbaums, die noch eben die meine gewesen war. Denn es hatte mir damals noch niemand den glänzenden Kern gezeigt, den die dunkle Schale des Wortes «Jude» birgt. Ich kannte es nur aus Kindergeschichten und vor allem aus dem Gedicht von Rückert «Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt», in dem der Jude als ein dunkler, häßlicher, böser Mann mit einem Sack auf dem krummen Rücken durch den Wald läuft und dem Bäumlein die goldenen Blätter stiehlt. Und die ganze Schwere des harten, unbegriffenen Wortes fiel auf mein Kinderdasein herab.

Aber es war damit zugleich auch noch ein anderer Grund, der mich in den Worten des Mädchens verstörte, und vielleicht ist dieser der noch tiefere gewesen. Man hatte mich immer gelehrt, und ich hatte es vielleicht fast zu früh begriffen, daß jedes Verschulden Strafe fordert, und ich hatte mich, wenn es auch nicht immer gelang, bemüht, ein gehorsames, braves Kind zu sein. Nun erfuhr ich plötzlich die schwerste Strafe für eine Schuld, die ich nie begangen hatte. Mein Dasein – die Weltordnung selbst, denn ich hatte ja eine Ordnung der Welt in einer bescheidenen Form schon erfahren – war mit diesem Geschehen auf den Kopf gestellt. Ich sah, daß unser Menschenleben von vornherein festgelegt ist und durch das beste Wollen, das reinste Tun nicht mehr verändert werden kann. Man kann sich die trostlose Einsamkeit kaum denken, die mit dieser Gewißheit in mich einzog – und ich konnte ja den Erwachsenen nicht sagen, daß sie mich eine falsche oder doch unzureichende Ordnung gelehrt hatten.

Das nächste Kindheitserlebnis liegt in einer noch späteren Zeit. Wir waren in meinem zehnten Jahr von Hamburg nach Zürich gezogen, wo ich dann meine ganze Schulzeit verbracht habe. Und wie schön und freudig war diese Zeit. Ich habe in all diesen Jahren niemals einen Lehrer

gehabt, der nicht ein seltener und auch ein gütiger Mensch gewesen wäre. Wie herrlich war das damalige Zürich, in dem man noch ohne Angst vor dem Autoverkehr über die Straßen, auch über die lindenduftende Bahnhofstraße gehen konnte. Wie wunderbar der glänzende See, der damals noch nicht ringsum zugebaut war und an dessen Ufer ich manchmal spielte. Und wie schön war das Elternhaus mit dem wunderbaren Rosengarten, in dem mein Vater die seltensten Sorten zog. Wie schön der Ausblick in den großen Park und auf die rundgebogene Straße, auf der meine Hoffnungen in die Welt flogen. Glücklich war auch das Leben mit den Eltern und der Schwester, mit denen ich tief verbunden war. Lieb waren mir auch viele Freundinnen, die noch lange mein Leben begleitet haben.

Aber oft habe ich damals auch schon an den Tod gedacht, und wenn ich nachts in meinem Bette lag, fühlte ich deutlich das rasche Verrinnen der Zeit und mit ihm die Kürze des Menschenlebens. Und ich sagte mir: Von der Unendlichkeit der Zeit aus gesehen, liegt zwischen meinem Heute und meinem Tode kaum ein Nichts. Eigentlich sterbe ich in diesem Augenblick.

Aber das war nur ein frühes metaphysisches Träumen; denn wie anders war es, als ich zum erstenmal die Wirklichkeit des Todes erlebte, zum erstenmal einen wirklichen Toten sah. Es war ein Kind aus unserer Schule, das in einem offenen Sarg auf dem Friedhof aufgebahrt war. Ich trat fast ahnungslos heran und sah mit Schrecken den jungen Leichnam. Und als plötzlich jemand mit dem Fuß an den Sarg stieß, und das tote, wächserne Gebilde wie ein lebloses Ding zur Seite rollte, faßte mich ein solches Entsetzen, daß ich es nie vergessen habe. Ich hatte überhaupt an den physischen Tod in meinen Träumen nie gedacht; viel eher wäre mir denkbar gewesen, daß nach dem Tode überhaupt nichts vom Körper zurückbliebe. Viel eher hätte ich das zu tragen vermocht.

Ich ging nach Hause, im Tiefsten verstört. Ich war mit dem Tode völlig allein. Denn von diesem furchtbaren Grauen konnte ich ja mit niemandem, auch mit den liebsten und nächsten Menschen nicht, sprechen. Denn sie alle waren ja Wesen, die keinen Ausweg aus diesem Schicksal finden konnten, weil sie alle sterben mußten. Tagelang, wochenlang saß ich im Zimmer, im Garten allein und suchte vergeblich eine Heilung für das zu finden, für das es keine Heilung gibt. Der wahre, der letzte, der wirkliche Heiler war mir zu jener Zeit noch nicht lebendig geworden. Ich kannte wohl den Namen Gott, ich hatte auch immer zu Gott gebetet. Aber es war nicht ein ganz vom Irdischen losgelöstes Beten gewesen. Wie ich in meiner früheren Kindheit abends mit meiner Mutter, wenn ich den Schluß des Kindergebetes gesprochen hatte: «Vater, laß die Augen dein, über meinem Bettchen sein» – immer die sanften, gütigen Augen meines Vaters vor mir gesehen hatte, so mischten sich auch in mein späteres Beten oft noch halbbirdische Vorstellungen, Vorstellungen von Boten und Engeln ein.

Aber der Vater sollte mir diesmal wirklich zum Helfer werden. Denn als er in jener schweren Zeit, als ich mit dem frühen Erlebnis des Todes rang, an einem hellen Morgen unerwartet in mein Zimmer trat, löste sich plötzlich die Verzweiflung: ich sah sein teures, vertrautes Gesicht; ich schlang die Arme um seinen Hals, und ich wußte: wir dürfen, wir müssen, solange wir leben, einander lieben. Auch wenn die Liebe den Tod nicht bannen kann: im Leben ist sie die Erlösung vom Tod.

So war mein Vater in jenem Augenblick zum Boten dessen geworden, von dem er mir nie gesprochen hatte. Denn ich war nicht eigentlich religiös erzogen. Ich nahm zwar in Zürich am christlichen Religionsunterricht teil, und wenn er auch nur für Kinder war, so ist doch sicher – zumal durch die Weise, in der er gegeben wurde – damals schon manches in mich eingedrungen, was mir später zur wirklichen Erschließung wurde.

Meinem Vater, einem glühenden Nachkommen der Achtundvierziger, lag das Soziale und Politische näher als das Religiöse. Aber ich glaube, er hat in mir früh schon eine andere Richtung bemerkt. In meinen frühesten Kindergedichten ist sie auch schon deutlich erkennbar. Mit vier Jahren habe ich mein erstes kleines Gedicht gemacht. Es war an meine Mutter gerichtet. Aber schon in einem wenig späteren Gedicht war mein ganzes künftiges Wesen in einer kindlichen Weise vorgezeichnet, wie ich es noch jetzt zu erkennen glaube. Und zugleich war es mit der Gesinnung meines Vaters verbunden. Er sprach uns Kindern selten von seiner Überzeugung. Doch habe ich manche Äußerung erlauscht, in denen sein Bekenntnis sich deutlich aussprach. Und zu uns sagte er mehr als einmal, als ein leidenschaftlicher Gegner des Krieges: Kriege könne es in Zukunft nicht mehr geben, weil seit dem siebziger Krieg die Menschen so furchtbare Waffen geschmiedet hätten, daß sie sie nicht mehr gegeneinander wenden könnten.

Und deutlich erinnere ich mich, daß er bei seinem ersten Spaziergang mit mir in Zürich sagte: «Dies Land mußt du immer besonders achten; denn es hat von je alle politischen Flüchtlinge aufgenommen.» Ich habe diese Worte damals noch nicht ganz verstanden; es lag eine lange Zeit dazwischen, bis ihr Sinn lebendig in mein Leben eingegriffen hat.

Der plötzliche, frühe Tod meines Vaters war der erste große, schneidende Schmerz meines Lebens. Ich konnte nicht fassen, daß er nicht mehr da war. Und doch hat er mich zum zweitenmal – nun als Toter – von dem Grauen vor dem Tode erlöst. Ich trat voll Angst in das Zimmer, in dem er lag, aber nie habe ich in meinem Leben auf dem Antlitz eines Toten so leuchtend die Majestät des Todes gesehen.

Mein Vater war bei all seiner Klugheit und Güte im Leben eher ein einfacher Mensch gewesen. Ein großes Wort hörte man selten von ihm. Nun, als Toter, erschien er mir als der Abgesandte einer höheren Welt. Nicht leblos, wie jener kindliche Leichnam, sondern über das Leben er-

hoben. Und nie habe ich diesen Anblick vergessen. Der Schmerz blieb noch lange in meinem Leben bestehen; aber er war wie von etwas Heiligem umwoben.

Auch unser äußeres Leben wurde durch seinen Tod sehr verändert. Er ließ uns mit einer zwar auch sehr geliebten, aber schwerkranken Mutter zurück. Diese Krankheit hat einen Schatten auf meine ganze spätere Jugend geworfen. Durch sie war auch mein Wunsch, zu studieren, noch für längere Zeit nicht ausführbar.

Später habe ich dann – fortwährend durch notwendige Heimkehr unterbrochen – erst in Düsseldorf und Paris Malerei, dann in München und Berlin endlich Philosophie studiert.

Schließlich muß ich wohl auch erwähnen, daß ich mit achtzehn Jahren – an einem schönen Sechseläutentag – meinen ersten Heiratsantrag bekommen habe, mich aber – wohl auch durch die Krankheit meiner Mutter, und auch durch andere Schicksalsschläge – erst ziemlich spät zur Heirat entschlossen habe.

Es ist sicher in diesen kurzen Erinnerungen, die ich nach langer, schwerer, noch nicht ganz überwundener Krankheit und mit versagenden Augen in wenigen Tagen aufgezeichnet habe, kaum etwas von meinem wirklichen Schicksal zu erkennen. Eine solche Aufgabe ist schwerer durchzuführen, als ich mir im Anfang dachte, und ich muß meine Leser um Verzeihung bitten. Dies ist weniger eine Wiedergabe meiner Jugend als ein Gruß an meine Freunde. Ich hoffe aber, im nächsten Heft diese bescheidene Arbeit fortzuführen.

Margarete Susman

Zum Memoirenbuch von Fr. W. Foerster

Wir haben in einer Vorbemerkung zu der Besprechung der *Memoiren von Fr. W. Foerster* durch unseren Mitarbeiter G. S. H. gesagt, daß wir uns sowohl zu gewissen Bemerkungen dieser Besprechung wie zu Fr. W. Foerstes Stellung zum Problem des Krieges und des Pazifismus noch äußern würden. (Langjährige Leser der «Neuen Wege» seien dazu an Leonhard Ragaz' Auseinandersetzungen mit Fr. W. Foerster zu derselben Frage erinnert. Vergleiche «Neue Wege», 1931 und 1932.)

Beides scheint uns deswegen nötig, weil es dabei nicht nur um die Kämpfe der letzten Jahrzehnte geht, sondern vor allem um die *heutige Lage der Völkerwelt* und um die *heutigen Entscheidungen* in dieser Lage¹.

¹ Es sei hier nachdrücklich auf die trefflichen Äußerungen über Foerstes Buch von Dr. Hugo Kramer in der Weltrundschau der August-/September-Nummer verwiesen.